

Generation Glucke

Wie die Henne ihre Eier, so überwachen manche Eltern jeden Schritt ihrer Kinder - und begleiten sie sogar ins Klassenzimmer oder in den Hörsaal. Dem Nachwuchs tut das nicht gut.

VON STEPHAN BRÜNJES

„Guck mal, Leon, möchtest du mal rutschen? Spiel doch mal mit Mette, ihr könnt Sandförmchen backen - hier, ich hab schon mal angefangen. Nein, ihr müsst euch nicht um den Eimer streiten, jeder darf ihn mal haben.“ Wer erleben möchte, wie Kinder heute so spielen und vor allem, wie dominant Eltern dabei mitspielen, der muss sich nur eine Viertelstunde auf einen Spielplatz stellen und lauschen. Vor allem Mütter, aber auch Väter wuseln dort emsig zwischen den Kleinen umher, als seien sie Beschäftigungstherapeuten, Animateure und Streitschlichter in Personalunion.

Als diese Eltern selbst Kinder waren, galt für die meisten lediglich: „Wenn abends die Laternen angehen, bist du zu Hause.“ Ansonsten wurde in den 70er und 80er Jahren noch weitgehend unbehelligt von Mama und Papa gespielt und getobt. Dabei fiel man schon mal vom Baum oder in einen Graben. Aus vielen dieser Kinder sind Eltern der „Generation Glucke“ geworden, und zwar nicht nur für den Nachwuchs im Kindergartenalter.

Kommen Mette und Leon nach rundum behüteten Kita-Jahren in die Schule, so sollte ihr Weg dorthin der erste, zaghafte Schritt in die Selbstständigkeit sein. Aufpassen an der Ampel, zügig gehen, damit man pünktlich zur ersten Stunde in der Klasse ist, mit Freunden diese Strecke gemeinsam bewältigen. Doch viele Eltern üben mit ihrem Nachwuchs nicht mehr den Schulweg, sondern spielen stattdessen Chauffeur: Jedes fünfte Kind wird laut einer Forsa-Studie bis vors Schultor kutschiert. Und ganz besorgte Mamas geben dann noch die Kammerzofe, helfen beim Ausziehen der Jacke und schleppen ihrem Kind den Ranzen in die Klasse.

Kein Wunder, dass Fälle bekanntwurden, in denen genervte Lehrer für solche Eltern Schilder aufgehängt haben, wie sie sonst für Hunde am Metzgerladen zu lesen sind: „Wir müssen leider draußen bleiben.“ Einziger Unterschied: In der Schule sind solche Hinweise in diplomatisch-zurückhaltendem Pädagogen-Sprech verfasst. Direkter hingegen sind US-Medien bei der Beschreibung solcher auch dort anzutreffenden Eltern mit Überwachungsfimmel: „Helicopter parents“ werden sie genannt, weil sie ständig wie Hubschrauber über ihrem Nachwuchs kreisen.

Vielen Kindern tut dies jedoch nicht gut, sie leiden vielmehr darunter, werden schnell als Mamasöhnchen und Sonderling gehänselt. Helikopter-Eltern wollen ihnen möglichst viel Sicherheit geben und fördern stattdessen Unsicherheit. Natürlich sei es gut und wichtig, reichlich Zeit für Kinder zu haben, auch ihr Spiel zu beobachten und zu würdigen, sagt Pädagogin und

Spieltherapeutin Gabriele Pohl: „Aber ständiges Einmischen ist kontraproduktiv.“

Denn schon die Kleinen brauchen Spielräume im doppelten Wortsinn: Zum einen Orte für ungestörtes Spiel, zum anderen Zeit und Muße, um sich im Spiel zu entfalten, um eigene Fähigkeiten auszubilden, auch mal Grenzen zu überschreiten, Rollen zu finden und Erfahrungen zu machen, ohne dass eine stets steuernde Erwachsenenhand eingreift. Das gilt auch und gerade für Streit: Hier müssen die Kleinen sich beweisen und sich durchzusetzen versuchen. Dabei werden notwendige, aber nicht endgültige Hierarchien in Kinder-Cliquen festgelegt, mit denen der Nachwuchs klarkommen muss; das ist wichtig für die weitere Entwicklung, denn schließlich kommt es später - vor allem im Berufsleben - immer wieder vor.

Doch warum glücken viele Eltern dermaßen, wenn sie doch eigentlich aus eigener Kindheits- und Jugendzeit wissen müssten, dass es dem Nachwuchs nicht guttut? „Weil wir einfach Angst um unsere Kinder hatten“, sagt Uta und ihr Mann Henry nickt.

Die beiden haben nach zahlreichen Hinweisen von Kindergärtnerinnen, Lehrern und Schulpsychologen ihre Helikopter-Überwachung eingestellt, können die Gründe für ihr Glücken-Verhalten aus heutiger Sicht aber genau benennen: „Die vielen Berichte über Verkehrsunfälle mit Kindern in den Zeitungen, über das ‚Abziehen‘ auf dem Schulhof und nicht zuletzt die Missbrauchsfälle haben dazu geführt, dass wir unsere Kinder rund um die Uhr vor allem Übel der Welt beschützen wollten.“

Hinzu kommt laut einer Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung bei vielen Eltern noch die wachsende eigene Verunsicherung: brüchige Beziehungen, Angst vor Jobverlust und eine sich immer schneller verändernde Welt, die Anpassungen und gravierende Lebensentscheidungen erfordern, die sich bisweilen als falsch herausstellen.

Sicherlich spielt auch der Wunsch der Eltern, Kinder möglichst früh zu fördern, eine Rolle. Spätestens seit dem Pisa-Studien-Schock ist es in Mode gekommen, nicht mehr Brettspiele mit dem Motto „Der Riesenspaß für Jung und Alt“ zu kaufen, sondern solche, die auf möglichst vielfältige Weise angeblich die Intelligenz der Kleinen fördern. Kindergeburtstage, früher Zeit für sinnfreies Sackhüpf- und Eierlauf-Olympia, finden heute oft genug im Mitmachmuseum statt - zwischen Knallgas-Experimenten und Selbsterfahrung auf dem vibrierenden Erdbebensofa.

Am lautesten jedoch dröhnen elterliche Helikopter über Deutschlands Sportplätzen. Die eigenen Kinder anfeuern reicht vielen Vätern schon lange nicht mehr; immer öfter legen sie sich mit Schiedsrichtern an, versuchen Elfmeter und Freistöße für den eigenen Nachwuchs herauszupöbeln, beleidigen dabei schon mal andere Kinder sowie deren Eltern.

Im Bayerischen Fußball-Verband landeten in der vergangenen Saison fast 100 solcher Fälle

aggressiver Mütter und Väter vor Bezirks-Jugendsportgerichten. Auf Niedersachsens Bolzplätzen müssen Eltern bei Spielen der Fünf- bis Elfjährigen in einer Zone stehen, die mindestens fünf Meter vom Spielfeldrand entfernt ist. Im Landesverband Mittelrhein sind es sogar 15 Meter.

Inzwischen stürmen die Helikopter-Eltern sogar schon deutsche Unis, inspizieren mit ihren Erstsemester-Kindern die Bibliotheken, Hörsäle und löchern Dozenten nach den Jobchancen ihrer Töchter und Söhne. Die Universitäten haben sich darauf eingestellt. „Elternalarm“ heißt zum Beispiel das Besuchswochenende, das die Uni Münster 2005 zum ersten Mal veranstaltet hat. Nachahmer finden sich inzwischen in Mainz und Trier sowie in Rostock („Elternauflauf“), Weimar („Achtung Eltern“) oder Leipzig („Stipp-Visite“). Sie alle machen sich die Glücken-Mentalität der Eltern zunutze: Die Unis werben dabei um die Geldgeber ihrer oftmals mit Studiengebühren finanzierten Studienplätze. Und ortsansässige Hotels freuen sich über zusätzliche Buchungen und bieten spezielle Wochenendpakete an. Damit die Helikopter-Eltern nur ja bei ihnen landen.

WELZHOFER

© 2012 Stuttgarter Zeitung